

HEINRICH SCHIFF IM GESPRÄCH
MIT STEFAN MIKOREY

Nicht alles in der Musik ist Entspannung...

Heinrich Schiff braucht nicht mehr vorgestellt zu werden: Seit Jahren hat der Cellist einen festen Platz im internationalen Musikleben. Dennoch zählt der Österreicher zu den seltener werdenden Profimusikern im Klassik-Lager, die sich den rein merkantilen, antikünstlerischen Zwängen und Mechanismen des Musikbetriebs mit ihrer sperrigen Persönlichkeit zu widersetzen suchen. Nicht nur Kommerz, auch die Kunst soll zu ihrem Recht kommen.

Von Salzburg ist es über die Autobahn Richtung Wien nur ein Katzensprung an den herrlich gelegenen Attersee. Eine geradezu verträumt anmutende, friedliche Bilderbuchlandschaft tut sich auf, die bisher noch kaum von touristischen Großeinrichtungen kastriert und verschandelt worden ist. Der österreichische Cellist Heinrich Schiff, der – wenn er nicht auf Reisen ist – eigentlich in Basel wohnt, hat in dieser Idylle ein Haus erstanden. Keine protzige Diplomatenvilla mit Blumenschmuck und Kiesweg, sondern ein leicht marodes, altmodisches Landhaus aus der Zeit um die Jahrhundertwende, das jedoch viel Charme und Atmosphäre ausstrahlt. Der Opernsängerin Maria Jeritza diente es einst, wohl um 1915 herum, als Sommerfrische, bevor sie zur Primadonna der Wiener

Staatsoper aufstieg und damit auch zu mehr Ruhm, Ehre und Geld gelangte. Die Folge: Auf einem Nachbargrundstück bezog die gefeierte Sopranistin einen schloßähnlichen Repräsentationsbau mit 30 Zimmern. Schiff gibt sich da heute weitaus bescheidener, wenngleich schon die zehn renovierungsbedürftigen Zimmer seines Domizils während des augenblicklichen Umbaus mehr und mehr zu einem Faß ohne Boden werden. Wie schön, daß man zur rechten Zeit nach ein paar Schritten um das Haus herum den dazugehörigen Badeplatz erreicht, wo Erfrischung und Erholung winken. Es fehlt nicht viel, und man glaubt aus dem kleinen Jugendstil-Badehaus Gustav Mahler hervortreten zu sehen: so ähnlich könnte das berühmt gewordene Komponierhäusl Mahlers am Attersee ausgesehen haben. Steht die Zeit hier et-

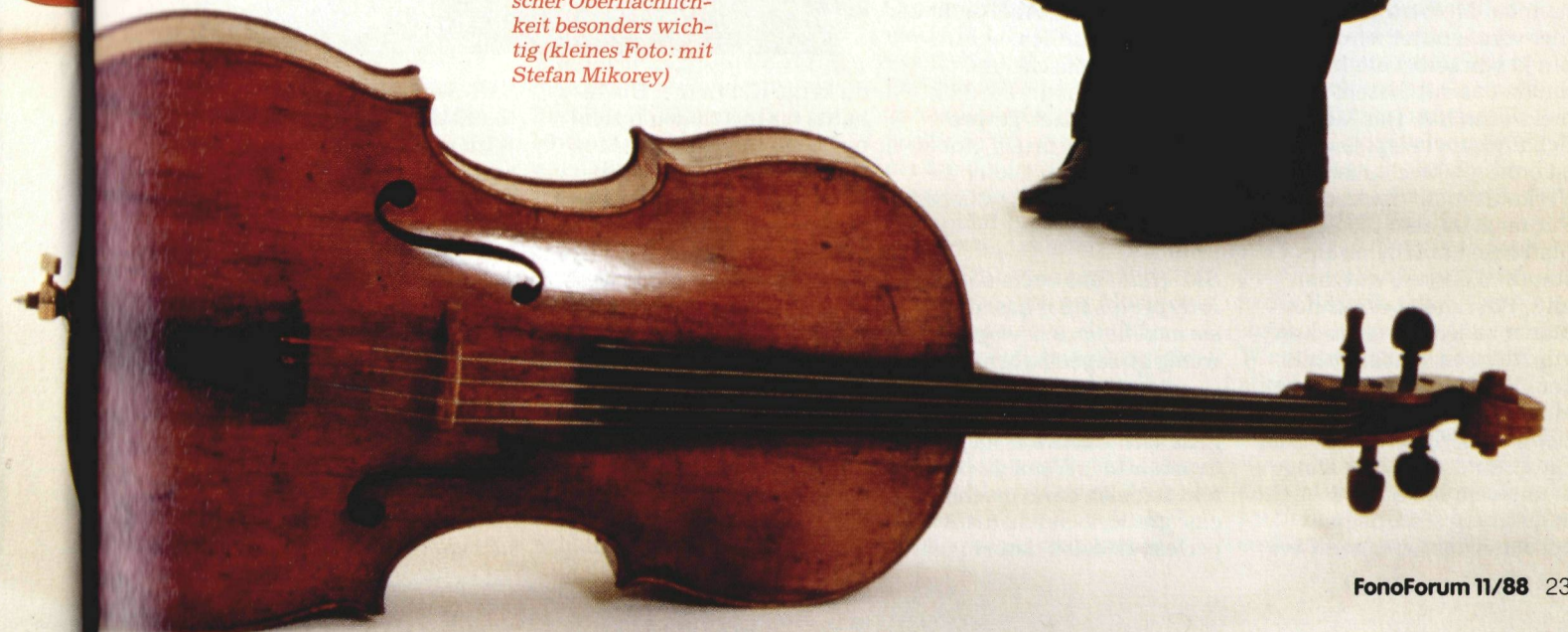
wa still? Wohl leider doch nicht. Denn es ist Festspielzeit in Salzburg. Und eben haben sich die letzten Rauchschwaden verzogen, die jene Salven hinterlassen haben, die der erboste Friedrich Gulda auf die Festspieloberen abgegeben hat. Sein gepflegter Frontalangriff gegen das Musik- und Medien-Establishment à la Salzburg sorgte tagelang für ein internationales Presseecho. Auch Schiff ist von der plötzlichen Verweigerungshaltung des Pianisten betroffen: Eines der von Gulda ursprünglich als Alternativen zum herkömmlichen musikalischen Festspielmenü geplanten Konzerte sollte von ihm mitbestritten werden. Doch Gulda sagte nach seinem Auftritt mit Harnoncourt alles ab, ging an die Côte d'Azur, um dort mit flotten Discobien tanzen zu gehen, und Schiff blieb nichts anderes übrig, als anstelle

von Guldas frechem Cellokonzert Haydns zu keinem Befremden Anlaß gebendes D-Dur-Opus unter Jeffrey Tates Leitung als Ersatz anzubieten. Kunst und Kommerz, Musik und Medien, das sind und bleiben die Themen, über die sich trefflich diskutieren läßt, vor allem dann, wenn man dafür einen aktuellen Aufhänger hat und ein so agiler Gesprächspartner wie Heinrich Schiff Rede und Antwort steht. ▶

Fotos: Philips Classics



Nachdenken über Musik: dies scheint Heinrich Schiff in einer Zeit euphorischer Oberflächlichkeit besonders wichtig (kleines Foto: mit Stefan Mikorey)



SM: Stichworte „Kulturszene“ und „Medienrummel“. In Salzburg scheint doch da einiges aus dem Lot, drohen die Festspiele zu degenerieren. Wie kommt es sonst dazu, daß ein Mann wie Gulda so deutlich pointierte Worte spricht? Das hat doch alles einen Hintergrund!

HSch: Ganz klar. Das Kapitel Gulda: Ich stehe hinter Gulda, wenn es um die Skepsis gegenüber jenen geht, die diesen durch und durch kommerzialisierten Musikbetrieb aufrecht erhalten. Allerdings stehe ich nicht hinter allen Beschuldigungen Guldas, daß jeder ein Verbrecher ist, der auf einem bestimmten Stuhl sitzt. Mir leuchtet nicht ganz ein, warum im angesprochenen Fall Herr Willnauer von den Salzburger Festspielen von Gulda mit einer Absage bestraft worden ist. Denn Willnauer war es ja, der Gulda zu den drei alternativen Festspielabenden eingeladen hat. Es gab übrigens keinerlei Restriktionen, was die Programme oder die auftretenden Künstler wie Joe Zawinul oder Limpe Fuchs betraf...

SM: ... also hatte doch alles seine Ordnung?

HSch: Das Problem liegt nicht bei den Salzburger Festspielen oder beim sogenannten Medienrummel, der hier veranstaltet wird – ich bin ja nun selbst ein Individuum, das mit diesem Rummel zu tun hat. Das Medium Schallplatte beispielsweise ist ohne die Mechanismen des Verkaufs nicht denkbar. Für mich ist aber die Schallplatte ein natürlicher Bestandteil dessen, was man mit „Karriere“ bezeichnet. Man muß jedoch versuchen, künstlerisch sauber zu bleiben. Viele Kollegen machen Musik aus rein kommerziellen Überlegungen heraus. Die Schuld, daß viele Dinge in unserem Musikleben nicht in Ordnung sind, beginnt bei den Künstlern, nicht bei

Schallplattenaufnahmen mit Haydns Cellokonzerten: Heinrich Schiff und die Academy of St. Martin in-the-Fields unter Neville Marriner



Fotos: Philipps Classics

Institutionen wie Schallplattenfirmen und Festspielen. Mitmachen – in dieser oder jener Form – tun wir selbst. Äußerlich und inhaltlich. Ich möchte gerne gegen diese Dinge angehen.

SM: Ausscheren aus dem konventionellen Musikbetrieb?

HSch: Ich meine damit nicht nur, daß immer wieder die gleichen Stücke aufgeführt werden; es ist schlimmer und es ist mehr: der Glamour, das Glatte, die Show, der Vorsatz vieler „ich will Erfolg haben“ und nicht „ich will eine Wahrheit suchen“. Bisweilen versuche ich mit Kollegen über diese Dinge zu reden. Aber es ist höchst erstaunlich, wie ungern über seelische und psychische Dinge, die die Musik beinhaltet, gesprochen wird. Natürlich gibt es Leute, die das tun, aber die schreiben dann gute Bücher. Wie Brendel...

SM: Heißt das auch, daß viele Interpreten über das, was sie musikalisch bewegt, nur wenig zu sagen haben?

HSch: Es wird vor allem gefiedelt. Und zwar nach dem Motto: „Wenn du perfekt fiedelst, dann machst du eine große, wenn du nicht perfekt fiedelst, dann machst



du keine Karriere“. Die Inhalte, bis hin zu den fürchterlichen Inhalten von Musik, werden sowieso abgelehnt. Daß eine Beethoven-Sinfonie eine aufrührerische und kantige, eigentlich unangenehme Sache ist – auch im Allegretto mezzoforte und nicht nur da, wo Sforzato fortissimo vorgeschrieben ist –, wollen nur wenige wahrhaben. Viele Interpreten haben Angst, dem Publikum etwas zu vermitteln, was es vielleicht gar nicht hören will. Darüber wird nicht nachgedacht.

SM: Geht das bis in die Ästhetik der Orchester hinein? Wird nicht heute häufig das, was unschön klingen müßte, perfektioniert glattgebügelt?

HSch: Nicht zu schnell, nicht zu langsam, nicht zu laut, nicht zu leise... Aber wo bleiben die Abgründe, die Bestürzung, das Flehentliche! Natürlich gibt es auch Musik, die nicht so ist, in der das Instrumentale, der Farbenreichtum eine große Rolle spielt. Man kann als Musiker nicht überall ein Drama suchen.

SM: Passen sich etablierte Künstler vielleicht allzu vorauseilend an die Vorgaben von Agenten, Managern und Produzenten an? Man liefert perfekte Konzerte am laufenden Band ab, kann oder will aber im Routineeinerlei nichts wirklich Individuelles mehr leisten...

HSch: ...man wird als Künstler von den Zwängen und Mechanismen des Musikbetriebs überfahren. Ich beobachte das auch in meiner persönlichen Entwicklung, und es gibt Freunde, die mir raten, weniger zu tun als im Augenblick. Aber ich bin ein Vielarbeiter. Nicht nur, weil ich ständig gerne etwas mache, sondern auch weil ich so viele verschiedene Dinge tue. Wenn es aber wirklich zu dem Punkt kommt, weniger Auftritte absolvieren zu wollen, dann hat das auch mit einer Art Leidensprozeß zu tun, der besagt: „wenn von zehn Erlebnissen sieben frustrierend sind, dann ist es besser, man hat insgesamt nur sieben Erlebnisse statt zehn...“

SM: ... aber Sie dirigieren doch auch, unterrichten...

HSch: ...ja, ja, aber da geht es beim Unterrichten schon los: Ich wähle zwar sehr genau aus, wen ich unterrichte, natürlich spielt es eine Rolle, wie alt einer ist und was er kann. Aber ganz selten trifft man Schüler, die in ihrer Persönlichkeitsstruktur etwas darstellen, wo man sofort sagen kann „das ist ja eine interessante Person, mit der kann man sehr gut arbeiten“. Da muß ich als Lehrer nicht nur verkünden, sondern man hat ein Gegenüber, das formbar ist und eigene Anschauungen vertritt. Oder es sind Leute, bei denen man spürt, da ist noch kein Beton ins Herz oder ins Hirn gegossen. Erstaunlich ist auch immer wieder, wie im Alter zwischen 16 und 26 Jahren das Erwachsenwerden offenbar bestimmte Leibestriebe abschneidet,

Verknöcherung und Verbürgerlichung zwingend hervorruft und bisweilen alles kaputt macht. In Basel habe ich immerhin zehn Schüler und jeder bekommt 40 Stunden. Das ist eine ganz schöne Belastung, die ich aber bewußt in Kauf nehme.

SM: Erfahrungen des Cellisten Schiff als Dirigent?

HSch: Der Beginn des Dirigierens liegt jetzt für mich schon mehr als zehn Jahre zurück. Ausgangspunkt waren Jugendorchester, Workshops und ähnliche Dinge, ein Aufbau aus kleinsten Anfängen heraus. Heute arbeite ich mehr und mehr mit professionellen Orchestern zusammen. Was ich als Solist von hinten sehe, sehe ich jetzt von vorne. Das ist nicht immer eine beglückende Erfahrung. Allerdings wächst die Sensibilität des Solisten im Zusammenhang mit Erfahrungen aus dem Dirigieren. In vielerlei Hinsicht muß man als Solist die Antennen einziehen, um ein Konzert überhaupt durchzustehen. Es ist ganz schön schlimm, was in manchen Orchestern an Gehässigkeit, Trägheit, Unlust und Widerwärtigkeit vorhanden ist, die nur darauf wartet, zum Ausbruch kommen zu können. Oft fehlt eine positive Grundhaltung gegenüber dem Musikmachen. Andererseits ist es immer wieder auch erstaunlich, mit welcher selbstverständlichen Professionalität man Orchester wie z.B. die Berliner Philharmoniker erleben kann, auch in schwierigen Situationen.

SM: Wie schätzt der Dirigent Schiff als Cellist die Arbeit anderer Dirigenten ein? Ein Instrumentalist, ein Sänger hat selten die Möglichkeit zu mogeln. Bei Dirigenten ist das anders: Aus dem Taktstock kommen keine falschen Töne.

HSch: Auch hier gibt es Zwänge. Die Medien, die Schallplattenindustrie sind

ja immer wieder in Not, etwas Neues finden zu müssen. Es wird wahnsinnig viel ausprobiert bei den Dirigenten. Kontinuierliche Karrieren sind auf diesem Gebiet eher selten. Mancher Medienverantwortliche oder Orchesterintendant ist froh, wenn er endlich einen neuen Namen gefunden hat, von dem er überzeugt ist, daraus könnte einmal etwas werden. Aber häufig ist es ja doch auch so, daß sogenannte Jungstars von Orchester zu Orchester reisen, überall abgelehnt werden und trotzdem einmal etwas finden, wo es aus irgendeinem Grund vielleicht doch klappt. Vor allem: Es muß etwas Außergewöhnliches an der Ausstrahlung eines Dirigenten sein, möglichst etwas Exotisches, das Eindruck schindet. Dann werden Stücke ausgewählt, in denen eine bestimmte Eigenschaft eines Dirigenten besonders gut zum Tragen kommt. Bald werden sich auch in den Orchestern und in der Presse Laufburschen finden, die zum Hochloben bereit sind.

SM: Kein Wunder also, daß so viel Mittelmaß anzutreffen ist?

HSch: Celibidache nennt sie die Mezzoforte-Dirigenten. Er selbst rennt ja mit höchster Anstrengung gegen das Mittelmaß an, das eben auch Orchestermusiker taub macht auf Dauer. Aber selbst wenn ein Orchester einen Dirigieraufsteiger ablehnt, kann dieser aufgrund eines positiven Presseechos und der Macht der Medien noch lange erfolgreich sein. Die Manipulation ist doch so perfekt, daß es heute viel länger als früher dauert, bis ein überbewerteter Musiker zurück zu seinen Stiefeln kommt, nämlich nicht an die Spitze. Man kann dem Publikum ja fast alles einreden. Solange der Erfolg und die Verkaufszahlen gut sind und die Popularität eines Namens steigt, sind auch die Orchester bereit mitzuma-

chen. Viele Orchester, aber auch das Musikleben leiden darunter, etwa so wie in England, wo viele Entscheidungen von den Einnahmen am Box office abhängen. Häufig stehen ja mit einem Dirigenten auch lukrative Plattenverträge in Zusammenhang, die für ein Orchester interessant und ausschlaggebend sein können, ob man mit einem Dirigenten will oder nicht.

SM: Woran glauben Sie selbst in der Kunst?

HSch: ... daß sie es möglich macht, Menschen zu verändern. Man hat als Künstler die Aufgabe, Inhalte – so abstrakt oder drastisch sie auch sein mögen – deutlich zu machen. Kunst sollte nicht ausschließlich der Entspannung und dem Genuß dienen. Michael Gielen hat das einmal sehr schön formuliert: „Wenn ich Entspannung haben will, dann gehe ich unter die Dusche, nicht ins Konzert.“ Das Bonmot ist so gut, daß es von vielen Leuten mißbraucht wird, ohne den eigentlichen Inhalt der Aussage verstanden zu haben.

SM: Aber mit dem Besuch von Konzerten ist doch oft eine Haltung des Genießens verbunden.

HSch: Wenn es jetzt und heute einen Tenor für mich gibt, dann ist das der, daß es mir um die tiefgehende Auseinandersetzung mit einem Stück, einem Komponisten geht, nicht um das Genießen. Es gibt selbstverständlich auch Musik, die nicht die Auseinandersetzung fordert, und das ist auch schöne Musik. Es gibt gute Unterhaltungsmusik in der Klassik. Auch Entspannung kann etwas Wichtiges sein. Doch nicht alles in der Musik ist Entspannung. Der Prozentsatz dürfte äußerst gering sein. Viele Komponisten werden eben zu oberflächlich interpretiert. Das alles verlangt ein Umdenken von uns.